

Konturen einer anti-identitären Sozialethik

⇒ 1 Einleitung

Dieser Beitrag ist ein Baustein in einer Reihe von Überlegungen zum ethisch angemessenen Umgang mit Identitätspolitik. Er versteht sich nicht als Belehrung über eine ideale Form sozialetischer Theoriebildung und Praxisberatung und auch nicht als programmatische Skizze eines unumstrittenen und zur Nachahmung zu empfehlenden Verständnisses des Faches Sozialethik. Sozialethik als normative Theorie gesellschaftlicher Strukturen existiert in pluralistischer Buntheit und mit debattierfreudiger Tendenz zur Uneinigkeit. Der stark ausgeprägte Eigensinn der Fachvertreter*innen reicht meistens aus, um traditionelle Schulbildungen und ideologische Verhärtungen zu unterlaufen und an der Homogenität einer typisch christlichen oder sogar konfessionell geprägten Einheitsform einer solchen Ethik der Gesellschaft zu zweifeln. Sollten dennoch auf Eindeutigkeit und Bekenntniszwang setzende Etikettierungen auftauchen, dann immer mit dem relativierenden Zusatz, dass jede Identitätszuschreibung selbst-

verständlich die Pluralität der Ansätze bejaht und zum Wettstreit der Ideen auffordert.

Die Suche nach einer betont »anti-identitären« Sozialethik setzt voraus, dass es so etwas wie eine identitäre Variante des Faches geben könnte.¹ Diese wäre eine gegenüber fremden Menschen und Kulturen intolerante Sicht auf gesellschaftliche und politi-

Walter Lesch, geb. 1958 in Rheinhausen (Duisburg), Studium der Katholischen Theologie, Philosophie, Romanistik und Pädagogik in Münster, Fribourg, Jerusalem und Tübingen. Seit 1999 Professor für Sozialethik und Moralphilosophie an der Theologischen Fakultät und am Institut für Philosophie der Université catholique de Louvain (UCLouvain) in Louvain-la-Neuve (Belgien). Neuere Veröffentlichungen: (Hg.): Christentum und Populismus, Freiburg i.Br. 2017; (Mithg.) mit M. Heimbach-Steins, M. Möhring-Hesse und S. Kistler: Globales Gemeinwohl, Paderborn 2020.

GND: 13038383X

DOI: [10.18156/eug-1-2020-art-11](https://doi.org/10.18156/eug-1-2020-art-11)

(1) Damit ist die Frage verbunden, ob speziell die religiöse Kontextualisierung von Ethik mit einer Bevormundung und einer identitären Versuchung einhergeht: im Sinne der Einforderung von Loyalität gegenüber einem nicht verhandelbaren konfessionellen Deutungshorizont einschließlich seiner institutionellen Formen von organisierter Religion. Vgl. zum selbstkritischen Blick auf das Christentum: Lesch 2017.

sche Realitäten, deren optimales Funktionieren an einer nationalen, ethnischen oder religiösen Identität festgemacht würde.² In extremer Form wird eine solche Exklusion des Fremden von Mitgliedern der Identitären Bewegung behauptet, die nach Anfängen in Frankreich inzwischen auch in anderen europäischen Ländern in rechtsextremen Kreisen organisiert ist und in Deutschland als verfassungsfeindlich eingestuft wird (vgl. Speit 2018). In ihrer Rhetorik unterscheiden sich die Identitären von plumpen rechtspopulistischen und faschistischen Gruppierungen durch eine auf den ersten Blick konziliantere Ausdrucksform. Allerdings verbirgt sich beispielsweise hinter der Bejahung des »Ethnopluralismus« die Behauptung, es sei besser, wenn ethnische und kulturelle Vielfalt sich in Parallelwelten organisiert, so dass die propagierte Vorstellung von Staat und Gesellschaft eindeutig völkische und fremdenfeindliche Züge trägt. Die Beschwörung »europäischer« Kultur richtet sich in erster Linie gegen die Präsenz des Islam in Europa und bedient entsprechende Ressentiments.³ Feministische Anliegen werden aufgegriffen, um sie gegen die toxische Männlichkeit fremder Kulturen in Stellung zu bringen und gleichzeitig gegen das Diktat politischer Korrektheit in Geschlechterfragen zu wenden.

Über solche kruden Ideen können liberale Ironiker*innen (vgl. Rorty 1992) nur die Nase rümpfen, um dann mehr oder weniger angewidert vom Ausmaß der Dummheit zu den von ihnen selbst bevorzugten gesellschaftstheoretischen Ansätzen zurückzukehren, die sich entschieden von identitären Ideologien jeglicher Art abgrenzen. Damit bedienen sie ihrerseits ein eindeutiges Freund-Feind-Schema, das normalerweise mit moralisierender Wucht der ideologischen Gegen-

(2) Das heute dominierende Verständnis eines in seinen Kernanliegen weltoffenen und dezidiert anti-rassistischen Christentums darf nicht vergessen machen, dass es unverblümt nationalistische, rassistische, homophobe und in anderen Hinsichten positionierte Aussagen gab (und immer noch gibt), die ihre Sicht der Religion als einen Legitimationsgrund ihrer menschenverachtenden Ausgrenzungen benennen. Jede Art von religionsbezogener Forschung hat mit dieser Ambivalenz umzugehen und sollte keine Berührungängste bei der Thematisierung dieser radikalen Ränder haben, zumal diese unter demokratischen Vorzeichen auf die Organisation neuer Mehrheiten drängen und durch kalkulierte Tabubrüche Allianzen in der Mitte der Gesellschaft suchen.

(3) Das Thema Europa nimmt im Denken und Agitieren der Identitären eine Schlüsselstellung ein: mal als Feindbild (Europa als entmündigende Bürokratie), mal als positive Projektionsfläche (»christliches Abendland«). Vgl. zur neuen »Ungastlichkeit« Europas: Liebsch 2019.

seite unterstellt wird.⁴ Die Schwierigkeiten einer klaren und fairen Auseinandersetzung hängen zu einem beträchtlichen Teil mit dem begrifflichen Nebel zusammen, der sich in den vergangenen Jahrzehnten um den flexibel gebrauchten Begriff der Identität und in jüngerer Zeit auch in der Identitätspolitik ausgebreitet hat. Wer pauschal eine »Ethik der Differenz« gegen eine »Ethik der Identität« zu positionieren versucht, übersieht die argumentationslogische Unausweichlichkeit von Identitätsdiskursen, deren Verwendung nicht rechtsextremen Menschenfeinden und Hasspredigern überlassen werden sollte. Identität ist ein zugleich klärungsbedürftiges und unvermeidliches Signalwort individuelle wie sozialetischer Orientierung und taugt daher nicht zur pauschalen Abwehr aller Bemühungen, die sich irgendwie auf den Schutz und die Förderung von Identität im Sinne der Konsistenz und Tragfähigkeit von Selbstdeutungen und Lebensentwürfen richten. Drei Diskussionsebenen sind zu unterscheiden: die Auseinandersetzung mit dem identitären Extremismus, die Analyse des breiteren Spektrums identitätspolitischer Strategien und die allgemeinere Verständigung über Identität in ihrer Bedeutung für das Selbstwertgefühl von Personen und Gruppen. In diesem Beitrag wird danach gefragt, was die Sozialethik als wissenschaftliche Disziplin aus der Beschäftigung mit dem schillernden Phänomen von polarisierenden Identitätsbehauptungen lernen kann. Vor allem um diese Streit provozierenden Rekurse auf Identität soll es gehen. Wer sich mit der Problematik von Identität beschäftigt, hat nicht notwendigerweise eine identitätspolitische Agenda. Wer Letzteres tut, bedient sich nicht automatisch identitärer Muster. Eine Ethik der Gesellschaft sollte im Umgang mit diesen sprachlichen Fallstricken sensibel und robust zugleich sein.⁵ Zu diesem Zweck wird zunächst die prinzipielle Problematik von Abgrenzungsmechanismen dargestellt (2.). Anschließend kommen die je spezifischen Identitätskonstruktionen im Umgang mit Personen (3.) und mit Gruppen (4.) zur Sprache. Als Antwort auf die blinden Flecken und gefährlichen Einseitigkeiten von Identitätsdiskur-

(4) Aus moralpsychologischer Sicht hat der schroffe Kontrast zwischen einer Wir-Gemeinschaft und denen, die nicht dazugehören, ein aufklärungsresistentes Beharrungsvermögen. Vgl. Greene 2013. Vgl. auch die philosophische Analyse der Modalitäten von Wir-Identitäten: Garcia 2018.

(5) Mit Trigger-Warnungen vor möglicherweise verstörenden Aussagen im Gewand exzessiver Sprache müssten eigentlich gerade Theolog*innen in säkularen wie religiösen Zusammenhängen Erfahrungen haben, denn Religionen sind wie andere kulturelle Sphären voll von irritierenden Bildern, Behauptungen und Erzählungen. Vgl. zum Umgang mit der Warnung vor traumatisierenden Inhalten von Identitätspolitiken die erhellenden Beiträge in Berendsen & al. 2019.

sen werden Mittel beschrieben, die bei der Behandlung von Identitätsverkrampfungen helfen können (5.). Schließlich werden die gewonnenen Einsichten noch unter dem Aspekt der Arbeitsweisen und Erkenntnisinteressen einer ausdrücklich anti-identitär konturierten Sozialethik gebündelt (6.).

⇒ 2 Identität durch Abgrenzung

Die Ausgangslage ist paradox. Eine theologische Sozialethik soll anti-identitär »eingestellt«⁶ werden, tut dies aber durch die Behauptung ihrer eigenen Identität in Abgrenzung zu einem ideologischen Gegner, der als Urheber einer identitären Versuchung identifiziert wird. Daran ist vieles unklar, obwohl die Geste der »Identifizierung« Eindeutigkeit suggeriert. Wenn eine Person oder ein Gegenstand identifiziert wird, sollte Gewissheit durch einen beglaubigten Identitätsnachweis herrschen. Wer jegliche Art identifizierenden Sprechens als Herrschaftstechnik beargwöhnt, wird mit der gesamten Identitätsproblematik auf Kriegsfuß stehen und die einzig akzeptable Ethik in einer Kritik dieses Identifikationswahns sehen. Postmoderne und poststrukturalistische Theorieansätze haben dieses Loblied der Differenz in vielen Texten kultiviert und damit auf ihre Art zu einem Ideal von Herrschaftsfreiheit aufgerufen.⁷

Ethikansätze in religiösen Traditionen stehen kaum unter dem Verdacht, auf einen lesbaren Identitätsausweis zu verzichten. Jedenfalls wurde in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder über das unverwechselbare Profil christlicher Ethik gestritten, die entweder mit einem unverrückbaren Kanon zu akzeptierender Regeln in Verbindung gebracht wird oder aber mit dem Vorwurf des Relativismus zu rechnen hat, wenn als unverrückbar geltende Prinzipien und Normen

(6) So die Formulierung im Tagungsprogramm des Berliner Werkstattgesprächs zur »Kritik der Identitätspolitik« für die Arbeitseinheit am 19. Februar 2020. Das klingt seltsam nach medikamentöser Behandlung oder nach technischer Justierung und wirft die Frage auf: Wer interveniert hier mit welcher Legitimation und nach welchen Kriterien, um welche Anpassungsleistung zu erbringen?

(7) Michel Foucault stellte in seiner Antrittsvorlesung am Collège de France 1970 die machtanalytische These auf, dass jede Diskursformation das Subjekt einer Ordnung unterwerfe, die alle sich für frei haltenden Sprecher*innen diszipliniere (vgl. Foucault 1991). Roland Barthes radikalisierte diese ohnehin schon hyperbolische Redeweise an gleicher Stelle bei seinem Antrittsritual 1977 durch die pauschale Behauptung, Sprache sei »faschistisch« (vgl. Barthes 1992). Wenn aber jede Verwendung von Sprache manipuliert ist und im Dienst einer totalitären Macht steht, erübrigt sich jeder Versuch einer rationalen Argumentation.

nicht mehr der verbindlichen Orientierung dienen. Die Katholische Soziallehre hat einen Prozess der Selbstaufklärung durchlaufen und wird nur noch von einigen Hardlinern als kompaktes Regelwerk verstanden, das nur darauf wartet, in Gesellschaft, Politik und Wirtschaft zur Anwendung zu kommen. Wer von der vermeintlichen Kohärenz und Evidenz einer Doktrin abweicht, sieht sich mit dem Vorwurf mangelnder Loyalität konfrontiert. Unter angespannten Kommunikationsbedingungen kann diese Auseinandersetzung um ideologische Linientreue mit großer Nervosität und Aggressivität ausgefochten werden.

Aus der Sicht nicht-religiöser Menschen sind alle religiös motivierten Moraldoktrinen typische Beispiele »umfassender Lehren« (*comprehensive doctrines*), deren Werte und Normen alle Lebensbereiche durchdringen sollen, um den Einzelnen Halt und Identität zu geben (vgl. Rawls 1992, 365-367). Wer den Regeln einer solchen Doktrin folgt und einen kompletten weltanschaulichen Rahmen als Leitbild wählt, erhofft sich davon eine Festigung bereits gelebter Überzeugungen durch die sichere Wegleitung für den Umgang mit neuen Herausforderungen. Dass derartige Orientierungen durch die ethischen Gehalte von *comprehensive doctrines* inspirierend und motivierend sein können, wird selbst bei größter Skepsis nicht generell zu bestreiten sein. Die Frage ist nur, ob sich der individuell angeeignete Gewissheitsgrad dazu eignet, auch anderen Menschen zugemutet zu werden, die mit den weltanschaulichen Prämissen der Doktrin nicht im Einklang sind.

Es gehört zu den gefestigten Einsichten liberalen Denkens, dass unterschiedliche ethische Antworten auf existentiell wichtige Fragen nicht das Versagen moralischer Traditionen markieren, sondern den Ausgangspunkt einer offenen Debatte, die von der Pluralität der Positionen lebt und nach Wegen sucht, um dieser Vielfalt respektvoll und konstruktiv gerecht zu werden. Es dürfte wohl möglich sein, genealogisch die Grenzverläufe rekonstruierbarer Identitätsmuster zu beschreiben. Wer mit sich und seinen Idealen im Reinen ist, legt keinen Wert auf eine permanente Infragestellung der stabilen Identität. Aber wann ist das schon definitiv der Fall? Das Leben ist voller Überraschungen, so dass in der Prozesshaftigkeit von Kommunikation stets neue Arrangements auszuhandeln sind. Das heißt gerade nicht, dass es für diese mehr oder weniger konfliktreichen Verständigungen überhaupt keinen Kompass gibt. Es handelt sich jedoch nicht um ein konkurrenzloses Navigationssystem, das allen Nutzern aufzuzwingen ist. Rationale Fortschritte im Umgang mit Vielfalt sind nur durch ein geduldiges Abwägen der Argumente zu erreichen. Menschen mögen

zwar in der Feststellung und Kritik ungerechter Zustände in etwa übereinstimmen, in dem Entwurf von durch alle Betroffenen als gerecht akzeptierten Regeln aber keinen spontanen Konsens finden. Stark vereinfachend sei hier die These formuliert, dass sich die Sozialphilosophie der vergangenen fünf Jahrzehnte schwerpunktmäßig mit der Frage befasst hat, die unter dem Label »Liberalismus-Kommunitarismus-Debatte« in die jüngere Ideengeschichte eingegangen ist.⁸ Sie hat sehr viel mit der Suche nach einer nicht-identitären Ethik zu tun, auch wenn dieser Sprachgebrauch erst heute in der Auseinandersetzung mit dem Rechtspopulismus geläufig ist. Die liberale Position in der Entfaltung der Gerechtigkeitstheorie von John Rawls fokussiert das Problem der individuellen Verantwortung für gerechte Strukturen, die nach Kriterien der Fairness deliberativ zu entwickeln sind. Freie und gleiche Bürger*innen entwerfen die Rahmenbedingungen für ein politisches Handeln, das einen Artikulationsraum für unterschiedliche Programme eröffnet. Außer dem Ethos der öffentlichen Rechenschaftspflicht für öffentlich vertretene Geltungsansprüche sind keine speziellen Identitätsmerkmale vorausgesetzt, um an diesem politischen Gespräch teilzunehmen. Metaphysische und religiöse Hintergrundannahmen sind zweitrangig im Vergleich zu den Maßstäben der Orientierung an konsensfähigen Gerechtigkeitsprinzipien (vgl. Rawls 1992, 364-397).

Der hier nur in sehr groben Strichen skizzierten Position des Liberalismus wurde sehr früh entgegengehalten, sie verliere sich in der Abstraktion eines bindungslosen Individuums, das von den Ressourcen moralischer Werte entkoppelt sei. Letztere seien in lebendigen Traditionen und sinnlich erfahrbaren Gemeinschaften verankert, in denen die dichte Textur identitätsstiftender und den Einzelnen Heimat gebender Impulse zu entdecken sei. Wer sich auf die liberale Annahme eines autonomen Selbst beschränkt, übersieht nach Auffassung der Kommunitären die gemeinschaftliche Einbettung von Personen, die den Einfluss von Sprache, Kultur, Religion und anderen Parametern auf die Identitätsbildung nicht geringschätzen sollten. In der idealtypisch beschriebenen Konfrontation zwischen Liberalen und Kommunitären der 1970er und 1980er Jahre ist die heutige Konfliktlinie vorweggenommen, die als der Zusammenprall zwischen flexiblen Kos-

(8) Vgl. zur umfassenden Rekonstruktion mit instruktiven Querverbindungen zu parallelen Diskursen: Reese-Schäfer 1997. Es soll nicht behauptet werden, dass sich die gesamte Sozialphilosophie eines halben Jahrhunderts auf diese Debatte reduzieren ließe, wohl aber, dass hier ein Thema zugespitzt wurden, dessen Konfliktlinien uns bis heute begleiten und die gerade auch im Streit um Identitätspolitik wieder aufgebrochen sind.

mopolit*innen und den ihre lokalen Identitäten verteidigenden Menschen beschrieben wird. Aus der Sicht einer in die Defensive gedrängten Identitätsbewahrung hat die liberale Position der offenen Grenzen, der globalen Wirtschaft und der multikulturellen Buntheit sich als dominant und hegemonial erwiesen. Liberale hingegen bedauern den rechtslastigen Pendelschlag zurück zu nationalstaatlichen Sicherheiten, romantischen Heimatkonzepten und Rückbesinnungen auf eine vermeintliche Leitkultur. In den sich unversöhnlich gegenüberstehenden Positionen zur Einwanderungspolitik im Umgang mit Arbeitsmigration, Flucht und Asyl stoßen die Gegensätze aufeinander, wobei keineswegs klar ist, ob die liberale Option auf Dauer mehrheitsfähig sein kann. Der identitäre Reflex der Gegenseite findet nicht nur in rechtsextremen Kreisen Resonanz und führt unter anderem auch zu der hier verhandelten Frage, ob und wie eine Ethik der Gesellschaft prinzipiell »anti-identitär« zu konzipieren sei.

Weder die liberale noch die kommunitäre bzw. kommunitaristische Sichtweise ist als homogener theoretischer Block zu erfassen. Die Stilisierung entzieht sich dem üblichen Rechts-Links-Schema und eignet sich auch nur sehr eingeschränkt zur Charakterisierung der gemeinten Mentalitäten. Liberalität hat viele Gesichter. Sie findet sich in universalistisch-menschenrechtlichen Ansätzen und in besitzindividualistisch-ökonomischen Plädoyers für eine grenzenlose Globalisierung. Die Tendenz zum Vorrang des Gemeinschaftsdenkens kann monokulturell und ausgrenzend gemeint sein, aber auch multikulturell und inklusiv. Insofern ist die Einordnung politischer Positionen in ein binäres Schema nur bedingt aussagekräftig. Die Erinnerung an eine über einen längeren Zeitraum die Debattenmuster prägende Konstellation der jüngeren Ideengeschichte mag dabei behilflich sein, unerledigte Problembestände aufzuspüren und strukturelle Parallelen zur Gegenwart festzustellen.

Für Sympathisant*innen einer identitären Ideologie dürfte es nur schwer erträglich sein, der Gesellschaftsanalyse einer liberalen Ironikerin zu folgen. Richard Rorty hat diese Figur entworfen, um darauf aufmerksam zu machen, wie sich Menschen aus den Fängen vermeintlicher Gewissheiten befreien. Sie misstrauen den pompösen Wörtern eines »abschließenden Vokabulars« (Rorty 1992, 127f.), mit dem vage oder enge Konzepte als Antworten auf existentielle Fragen präsentiert werden. Die Ironikerin durchschaut die Kontingenz dieser Begriffsstrategien und schöpft aus dem reichen historischen Fundus alternativer Deutungsvorschläge, die sich ebenso wenig als Welterklärungsformeln eignen. In Anlehnung an Judith Shklars Formulierung, dass es nichts Schlimmeres gibt, als grausam zu sein, sucht Rorty

nach Quellen einer Solidarität, die jenseits von Gruppenzugehörigkeiten und anderen Identitätszuschreibungen erstrebenswert ist (Rorty 1992, 128).

Das Gespür für Kontingenz und Ambivalenz hatte in den 1980er und 1990er Jahren nicht nur sozialphilosophisch Konjunktur. Es lässt sich auch im größeren Zusammenhang einer Moderne-Kritik verorten, die uns heute Material für die Auseinandersetzung mit dem identitären Denken gibt. Einen zugespitzten Ausdruck für diese »postmodernen« Suchbewegungen findet man in Zygmunt Baumanns These vom »Ende der Eindeutigkeit« mit seiner radikalen Kritik einer stolzen Moderne, die Emanzipation versprochen und sich durch Kontrollwahn und Weltbeherrschungsfantasien von einer totalitären Seite gezeigt hat (Bauman 1992). Die Postmoderne wäre hingegen vom Mut geprägt, sich von jeglichem Assimilationszwang zu befreien und kreativ mit Ambivalenz zu leben.⁹

Aus der Sicht der Identitären repräsentieren die liberalen und postmodernen Eliten die Prototypen eines weltfremden und entwurzelten Lebensstils, der mit den Alltagssorgen »normaler« Bürger*innen und mit den Antwortversuchen des »gesunden Menschenverstands«¹⁰ nichts gemein haben. Deshalb eignen sich die anti-identitär argumentierenden Intellektuellen als Feindbilder in einer polarisierenden Strategie zur Propagierung von kultureller Identität, nationaler Größe und ethnischer Homogenität (vgl. Krastev 2017). Um die missverständlichen und manipulativ einsetzbaren Aspekte von Identitätsdiskursen zu verstehen, ist vor der Suche nach den Gegengiften zu identitärer Ausgrenzung ein Zwischenschritt erforderlich, der die unvermeidlichen und ethisch relevanten Dimensionen der Identität von Personen und Gruppen in den Blick nimmt.

⇒ 3 Die Identität von Personen

Identität ist eine moralpsychologische Grundkategorie, mit der verdeutlicht werden kann, dass verantwortliches Handeln einen stabilen Charakter voraussetzt, der einer Person ein sicheres Gespür dafür gibt, woher sie kommt, in welchem Umfeld sie agiert, welche Einflüsse auf sie wirken und wie sich all diese Faktoren zu einem kohärenten Selbstbild zusammenfügen. Die völlige Abwesenheit all solcher Identi-

(9) Die anhaltende Attraktivität einer Kritik an der »Vereindeutigung der Welt« ist am Verkaufserfolg eines Essays von Thomas Bauer (2019) abzulesen.

(10) Rorty bezeichnet die Berufung auf den »gesunden Menschenverstand« treffend als das »Gegenteil von Ironie« (Rorty 1992: 128).

tätsmerkmale ist genau so problematisch wie die übersteigerte Behauptung eines unveränderbaren Wesens, das keine Kritik und keine Aufforderung zur Weiterentwicklung toleriert. Identitäten sind Ergebnisse von Prozessen, die ein Leben lang einen komplizierten Balanceakt zwischen erreichten Gewissheiten und neuen Einsichten erfordern. Wird diese niemals ganz abschließbare Dynamik nicht gesehen, gerät das Beharren auf einer unverrückbaren Identität zur Abwehr von Fremden und zur Selbststilisierung des Ichs zu einem unbelehrbaren Souverän. Solche selbstherrlichen Menschen sind in der Regel nicht sehr sozial verträglich agierende Zeitgenossen*innen.

In der Arbeitsteilung zwischen den Spezialgebieten theologischer Ethik hat die christliche Sozialethik die Beschäftigung mit Identität immer gerne der Moralthologie überlassen. Da aber gesellschaftliche Zusammenhänge und individuelle Identitätsfragen eng miteinander verbunden sind, ist das Thema auch sozialetisch relevant und kann nur um den Preis einer weltfremden Sozialtheorie ausgelagert werden.¹¹ Das zeigt sich gerade bei der Rückkehr der Identitätsproblematik in den verzerrten Ausdrucksformen identitärer Exzesse. Hier ist die Vertrautheit mit den Konzepten ethischer Identität von Vorteil, um das Feld nicht Extremisten zu überlassen, die mit der Behauptung unveränderbarer Identitäten operieren. Ohne solche polemischen Zuspitzungen werden sich die meisten Menschen in einem Spektrum zwischen Identitätssuche und Identitätskritik bewegen. Sie suchen nach Kriterien einer Halt gebenden und das Handeln erleichternden Identität und sie sind auch bereit, liebgewonnene oder störende Muster zu überprüfen und neue Wege zu erproben.

1976 widmete die Forschungsgruppe »Poetik und Hermeneutik« ihre Jahrestagung dem Thema »Identität«. Odo Marquardt ging in seinem Beitrag der Frage nach, warum das Thema damals in interdisziplinären Kreisen so viel Resonanz fand, und diagnostizierte einen Zusammenhang zwischen dem Verlust großer Erzählungen im Stil allumfassender Ideologien und geschichtsphilosophischer Deutungen. In diesem Klima rückläufiger gesellschaftlicher Orientierung übernahm der Rekurs auf das Selbst und seine zu pflegende Identität die Funktion einer bescheidenen Formulierung eines Wesenskerns, der im Vergleich zu alten Gewissheiten minimal zu sein schien, aber immerhin den Vorteil hatte, jenseits ideologisch verhärteter Theorieschlachten ein Terrain der Selbstvergewisserung und der Wertschätzung für eine fragile Lebensweisheit anzubieten, die ohne den Pomp weltbe-

(11) Wie Paul Ricœurs hermeneutisch angelegte Identitätstheorie für die theologische Ethik in ihrer ganzen Breite fruchtbar zu machen ist, zeigt die Studie von Christof Mandry (2002).

glückender Botschaften auskommt (vgl. Marquard 1979). Es ist die Zeit der offenen Identitäten wie der offenen Kunstwerke: deutungs- und dialogbereit, lernfähig und kommunikativ. Identitäten folgen in ihrer Vorläufigkeit der Logik einer gemäßigten Essentialisierung: zu bescheiden, um noch einmal die Geste der triumphalen Selbstbehauptung auszuprobieren; entschieden genug, um nicht völlig verloren zu wirken.

Dass diese Prozesse der Selbstvergewisserung stabilisierender Ressourcen nicht im luftleeren Raum passieren, hat kaum jemand so überzeugend herausgearbeitet wie Charles Taylor, der in seinen *Quellen des Selbst* (1996) den weit ausholenden Versuch unternimmt, Grundlagen neuzeitlicher Verständnisse von Individualität und Identität zu rekonstruieren (vgl. Rosa 1998). Dazu gehören ethische Ideale eines gelingenden Lebens ebenso wie künstlerische Inspirationen oder Erfahrungen der Einbettung des Selbst in den Zusammenhang der Natur. Es sind reflexive Momente von Innerlichkeit und extrovertierte Versuche, den inneren Spannungen und Anregungen Sichtbarkeit zu verleihen. Wer mit dem Reichtum dieser Quellen angstfrei umgehen kann, muss sich um die Fragilität des Selbst nicht sorgen und nicht permanent in den Modus der Selbstverteidigung umschalten.

Für eine Identitätskrise, die sich in Feindseligkeit und Aggression entlädt, hat die deutsche Sprache aus dem Französischen das Wort Ressentiment entliehen, das für eine Haltung der Verachtung, der Rachsucht und letztlich der Unterlegenheit steht, wenn Menschen im Umgang mit anderen kein Wohlwollen und Vertrauen mehr aufbringen und in jeder Erfahrung von Fremdheit eine mögliche Bedrohung eines erreichten Besitzstandes sehen. Wer sich von Ressentiments leiten lässt, neigt zum Rückzug ins identitäre Schneckenhaus und zur Klage über die Gefahren, die durch all das repräsentiert sind, was außerhalb der eigenen Komfortzone liegt (vgl. Müller 2019).

Wege aus der Identitätsfalle werden am ehesten durch die Offenheit für plurale Identitäten zu finden sein, die in jeder einzelnen Biografie und im Neben- und Miteinander von Selbstdeutungen und Fremdschreibungen ein komplexes Bild ergeben.¹² Unverrückbare Identitäten sind eine Fiktion, die gefährlich wird, wenn damit Lernprozesse behindert werden, die für die Weiterentwicklung und das Wohlergehen der Person förderlich wären. Identitätsdiskurse finden über weite Strecken in der Sphäre des Privaten statt und befassen sich mit Fra-

(12) Bedenkenswert ist in diesem Zusammenhang das Konzept der »transitorischen Identität«. Vgl. dazu die Beiträge in Straub/Renn 2002.

gen des guten Lebens. Allerdings sind individuelle und soziale Aspekte der Ausbildung von Identitäten so eng miteinander verbunden, dass das Private immer auch schnell politisch wird. Das ist nicht erst dann der Fall, wenn es explizit um Gruppenidentitäten geht, sondern auch schon in der stets in einem gesellschaftlichen Kontext stattfindenden Verständigung über die eigene Identität, deren Reduzierung auf ein einziges Muster sichtbare Konsequenzen für die Selbstdarstellung hat.¹³

⇒ 4 Gruppenidentitäten

Mit dem umstrittenen Phänomen der Identitätspolitik ist die sozialetische Aufmerksamkeit für Identitätsfragen unter neuen Rahmenbedingungen herausgefordert. Unter Identitätspolitik (*identity politics*) ist die gesellschaftliche und politische Organisation von Partikularinteressen zu verstehen, die mit den spezifischen Merkmalen von Minderheiten zu tun haben oder aber mehrheitsfähig sind und deshalb besonders einflussreich werden. Neu ist an der gegenwärtigen Situation die Auffassung, dass auch die Identitätspolitik von und für Minderheiten enorm wirkmächtig sei, weil den vorgetragenen Anliegen im Sinne »politischer Korrektheit« Aufmerksamkeit und Anerkennung geschenkt würden. Unter dem Label Identitätspolitik werden oft zwei sehr verschiedene Strategien zusammengefasst, die ideologisch nicht weiter auseinanderliegen könnten und sich daher gegeneinander positionieren. Bei einer Kritik an jeglicher Art von Identitätspolitik ist dieses Spannungsfeld zu berücksichtigen, da sonst miteinander unvereinbare Projekt vermischt werden.

⇒ 4.1 Minderheiten

Ein typisches Beispiel der identitätspolitischen Organisation von Minderheiten ist der Kampf um Anerkennung der Anliegen der LGBT-Bewegung, die in sich hochgradig differenziert ist. Gemeinsam ist allen Bestrebungen der Kampf gegen die Diskriminierung von Menschen, die aus Gründen der sexuellen Orientierung und der Genderidentität ungerecht behandelt werden. Diese Art von Ausgrenzung ist aus menschenrechtlicher Sicht in einem freiheitlich-demokratischen Rechtsstaat durch nichts zu rechtfertigen und verlangt daher nach korrigierenden Maßnahmen durch den Schutz elementarer Rechte.

(13) Vgl. Lebow 2012 zur Verschränkung der ethischen und politischen Aspekte von Identität in der Spannungseinheit von selbstreflexivem Subjekt und sozialem Selbst.

Dieser Rechtsschutz ist eigentlich nicht durch die explizite Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe zu begründen; er wäre auch aus individuellen Freiheitsrechten und aus einem generellen Diskriminierungsverbot abzuleiten. Die gruppenspezifische Zuschreibung von politisch relevanten Identitäten verfolgt vor allem das Ziel, bislang unterdrückten Anliegen eine gesellschaftliche Sichtbarkeit zu geben, emanzipatorisch zu wirken und in der Bevölkerungsmehrheit eine Sensibilität für die ungerechte Behandlung von Mitbürger*innen zu schaffen (vgl. Kastner/Susemichel 2019 und van Dyck 2019).

Idealerweise ist eine solche Identitätspolitik eine Maßnahme für den Übergang zu faireren Verhältnissen, also in gewisser Weise eine »transitorische« Identitätspolitik. Die spezifischen Regeln bedürften keiner Erwähnung mehr, wenn nach einer Zeit des kollektiven Erlernens von Regeln des Respekts die beklagten Missstände verschwinden. Der Nachteil öffentlich deklarerter Gruppenidentitäten ist die Reduzierung von Menschen auf bestimmte Merkmale, deren Nichtbeachtung zwar inakzeptabel ist, deren Überbetonung der komplexen Identität von Personen aber auch nicht gerecht wird. Kritiker*innen werfen solchen politischen Bestrebungen eine übertriebene Hervorhebung von Besonderheiten vor, die letztlich mit dem Gleichheitsgrundsatz nicht zu vereinbaren ist.

Was für LGBT-Themen gilt, könnte auch für andere spezielle Zugehörigkeiten behauptet werden: ethnische Merkmale, kulturelle Identitäten, Klassenbewusstsein. In allen Fällen geht es um Erfahrungen von Anderssein, die immer dann problematisch werden, wenn es um offenkundige Ausgrenzungen und Menschenrechtsverletzungen geht. Konzentriert sich eine politische Strategie auf die Bedeutsamkeit einer bestimmten Identität, trägt sie gewollt oder ungewollt zu deren Essentialisierung bei und behindert die Ausbildung flexibler Zugehörigkeiten jenseits der fiktiven Eindeutigkeit der jeweiligen Zuschreibung (vgl. Appiah 2019).

⇒ 4.2 Mehrheiten

Während die Identitätspolitik von marginalisierten Gruppen sich in demokratischen Verfahren auf die kollektive Verpflichtung zum Schutz von Minderheiten berufen kann, befinden sich tatsächliche oder potentielle Mehrheiten in der vorteilhaften Position, die Plausibilität eines »Volkswillens« auf ihrer Seite zu glauben. Eine ethnisch, kulturell oder religiös definierte Mehrheit kann sich so gegen Minderheiten positionieren, die sie als Gefährdung ihrer um jeden Preis zu verteidigenden Merkmale ansieht. Die Berufung auf eine unverwechselbare

und politisch zu fördernde oder zu schützende Identität ist ein Spiel mit dem Feuer, falls die machtpolitischen Kräfteverhältnisse nicht mitbedacht werden. Wenn Mehrheiten die Anliegen bestimmter Minderheiten als irrelevant, lächerlich oder störend abtun – ein Beispiel ist die aggressiv vorgetragene Polemik gegen den zum Feindbild erkannten »Genderwahn« –, vergessen sie die prinzipielle Kritik von Partikularinteressen, sobald sie ihre eigene Identität als mehrheitsfähig und vom »gesunden Menschenverstand« getragen ansehen. So beginnt ein heftiger Schlagabtausch zwischen »guten« und »bösen« Identitäten, die jegliche Selbstkritik vermissen lassen und stets mit dem selbstgerechten Gefühl moralischer Überlegenheit Gegner*innen attackieren, ohne über die Voraussetzungen der eigenen Definitionsmacht Rechenschaft abzulegen.

Die wechselseitigen Abwertungen von »linker« und »rechter« Identitätspolitik haben in jüngster Zeit eine neue Zuspitzung erlebt, seit die unter anderem von Mark Lilla vertretene These heftig diskutiert wird, wonach das Erstarken rechtspopulistischer Bewegungen, vor allem die Wahl von Trump zum Präsidenten der USA, mit dem Versagen der Linken in Verbindung gebracht wird, die sich ohne Not auf für die Mehrheit der Bevölkerung schwer nachvollziehbare *identity politics* konzentriert habe (Lilla 2017). Wer sich um LBGT-Anliegen mehr kümmert als um die Misere in wirtschaftlich desolaten Gegenden des Landes, dürfe sich nicht wundern, wenn die Quittung mit dem Stimmzettel kommt. Vergleichbare Diagnosen gibt es auch für Europa, wenn etwa Ivan Krastev die schwindende Attraktivität eines europäischen Projekts zu verstehen versucht, in dem kosmopolitische Eliten¹⁴ den Ton angeben und die Welt nicht mehr begreifen, wenn trotzige Identitäre mit radikaler Rhetorik zur Rettung von christlichem Abendland, Leitkultur, Nation und Heimat aufrufen und damit Resonanz finden (Krastev 2017).¹⁵

Eine derartige Verknüpfung zweier so weit auseinander liegender Diskursformation wie die Identitätspolitiken, die je nach Standpunkt als unterstützenswert oder extrem unsympathisch oder gefährlich angesehen werden, zwingt zum Nachdenken über die Berufung auf Identitäten, mit denen das gängige Rechts-Links-Schema der Politik

(14) Kosmopolitismus ist nicht zwangsläufig ein elitäres Projekt bindungsloser und privilegierter Intellektueller. Vgl. zur Rehabilitierung einer kosmopolitischen Ethik: Appiah 2007 und Lesch 2010.

(15) Vgl. auch die am Beispiel der israelischen Gesellschaft entwickelte Diagnose eines durch wachsenden Fundamentalismus unter Druck geratenen Liberalismus: Illouz 2017. Zur Problematik der kulturalistischen Verkürzung einer viel umfassenderen Problematik: Meyer 2002, Renz 2019 und Sen 2007.

ins Wanken kommt. Für eine Sozialethik, die sich dieser explosiven Gemengelage vorurteilsfrei zu nähern versucht, ergibt sich ein irritierendes Bild, wenn die gängigen Argumentationsmuster durch Diskursverflechtungen je nach Länderkontext neue Konstellationen ergeben, in denen sich rechte Politik nationaler Identität der Polemik gegen linke Identitätspolitik bedient.¹⁶ Die inzwischen international geführte Debatte kann sich nicht von heute auf morgen von Konzepten lösen, die eine lange Geschichte haben und im Falle der Identität nicht einfach aus dem Vokabular gestrichen werden können. Deshalb ist zu überlegen, wie sich die Sozialethik konstruktiv und kritisch in das interdisziplinäre Gespräch über identitätspolitische Kontroversen einbringen kann. Als theologisches Fach ist sie nicht voraussetzungslos und hat bei der Mehrheit ihrer Vertreter*innen eine größere Affinität zu liberal-universalistischen Positionen als zu ethnozentrisch-partikularen. Eine derartige Präferenz kann aber weder die argumentative Arbeit noch die tatsächliche Teilnahme an Debatten ersetzen.

⇒ 5 Gegengifte

Insgesamt neigen Wissenschaftler*innen zu einer gewissen Hilflosigkeit im Umgang mit der extremen Rechten, da dem lauten und bisweilen pöbelnden Protestgeschrei gegen die etablierten Eliten nur schwer mit Besonnenheit und leisen Tönen im Habitus der Gelehrtheit beizukommen ist. Gegen die Giftpfeile aus dem rechten Lager helfen wohl nur Gegengifte, die aus der Schockstarre befreien und zur Wiederaufnahme der Arbeit an einer inklusiven und fairen Gesellschaft befähigen (vgl. Leo/Steinbeis/Zorn 2017). Die hier in groben Strichen präsentierte Aufzählung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Sie bietet lediglich einige Hilfsmittel an, die in der Hausapotheke von Sozialethiker*innen nicht fehlen sollten.

⇒ 5.1 Faktencheck

Identitäre Fiktionen von Staat und Gesellschaft entbehren in der Regel jeder empirischen Grundlage. Sie überhöhen den Glanz der eigenen Kultur und übertreiben die Bedrohung durch angeblich zum Ansturm bereite Massen. Sie polemisieren gegen Minderheiten und diabolisieren deren Ansprüche in grotesken Katastrophenszenarien. Ge-

(16) Auffällig sind die Affinitäten zwischen rechtspopulistischer Polemik und reaktionären christlichen Kreisen, zum Beispiel in den Fragen von Familienbildern und Geschlechterordnung. Vgl. Püttmann 2019.

gen solche Einschüchterungsstrategien hilft nur eine nüchterne und wissenschaftsbasierte Ethik, die regelmäßige Faktenchecks vornimmt. Bornierte und von Hass erfüllte Demagogen werden sich zwar kaum von solchen Einsichten aus der Fassung bringen lassen. Aber es ist wichtig genug, einer möglichst breiten Öffentlichkeit ein Maximum an Aufklärung über strittige Zusammenhänge anzubieten und Mittel gegen ein Klima lähmender Angst und wachsender Politikverdrossenheit bereitzustellen (vgl. Nussbaum 2018). In vielen aktuellen Debatten haben neben den sozialwissenschaftlichen Beiträgen die Geschichts- und Kulturwissenschaften eine neue Aufmerksamkeit erlangt, wobei die Sensibilität für die tendenziösen Seiten von geschichtlichen Konstruktionen eine wichtige Rolle spielt. Aus der Siegergeschichte einer triumphierenden Mehrheit entstehen oft Mythen, die sich in vielen Köpfen festsetzen und selbstkritische Lesarten erschweren. Nationalkulturen haben seit der Romantik ihre je eigenen Narrationen erschaffen, die suggestiv genug sind, um die blinden Flecken zu übersehen. Bemühungen um eine moralisch motivierte Erinnerungskultur im schonungslosen Blick auf die Abgründe der eigenen Geschichte stehen nicht zufällig im Zentrum der Kämpfe um die Deutungshoheit. Geschichtliche Aufklärung ist langfristig ein effizientes Mittel gegen jegliche Art von identitärer Versuchung, da die Entzauberung einer heroischen Geschichtsfiktion die vermeintlichen Held*innen in ihrer Widersprüchlichkeit durchschaubar macht.

⇒ 5.2 Streitkultur und Fremdverstehen

Gegen das identitäre Pathos helfen kritische Infragestellungen, die zu einem Schritt auf das ausgegrenzte Fremde ermuntern, das oft ebenso verzerrt gezeichnet ist wie das idealisierte Eigene. Fremdverstehen meint nicht die idyllische Romantisierung anderer Menschen und Kulturen, sondern die Offenheit für Überraschungen und die Entdeckung von Ideen, die für die eigene Weltsicht inspirierend sein könnten. Im Kern geht es bei der Offenheit für das Fremde um eine Grundvorsetzung von Demokratie, die nicht ein gemütlicher Gedankenaustausch und Interessenausgleich unter einander sehr vertrauten Menschen ist. Im demokratischen Diskurs begegnen sich Fremde, die trotz unterschiedlicher Vorstellungen von einem gelingenden Leben vermuten, dass sie sich über Angelegenheiten der Gestaltung des öffentlichen Raums verständigen können (vgl. Benhabib 1999). Eine Streitkultur setzt Geduld, Leidenschaft und Zivilität voraus und ist durch Hass und Verleumdung gefährdet. Eine anti-identitäre Sozialethik arbeitet explizit an den Bruchstellen von Selbstwahrnehmung und Fremdverstehen

und interessiert sich für eine Dekolonisierung ihrer als unhinterfragbar angenommenen Prämissen.

⇒ 5.3 Menschenrechtliches Fundament

Eine anti-identitäre Sozialethik hält an der Prämisse individueller Freiheitsrechte fest und beruht auf dem liberalen Konsens einer erstrebenswerten Verständigung zwischen Freien und Gleichen, deren Rechte nicht einer kollektiven Idee geopfert werden dürfen. Eine menschenrechtlich argumentierende Ethik sucht nach Freiräumen der Partizipation unter Wahrung von Besonderheiten, die dem Wettbewerb um die besten Ideen nicht im Weg stehen. Ähnlich wie die Soziale Arbeit ist die Sozialethik eine Menschenrechtsprofession, die ihre Voraussetzungen in der besonderen Aufmerksamkeit für Menschen hat, die an den Rand gedrängt sind und denen Chancen eines Lebens in Würde und Selbstbestimmung vorenthalten werden.

⇒ 5.4 Praxisorientierung

Eine anti-identitäre Sozialethik dient in der Praxis dem Empowerment von Menschen, die ihre Vorstellungen eines besseren Lebens in einer gerechten Gesellschaft verwirklichen wollen. Ihre Anliegen sind argumentativ und praktisch beratend zu unterstützen. Es versteht sich von selbst, dass es hier nicht bei abstrakten Theoriebildungen bleiben darf, da jede Theorie von Identität eine sehr konkrete und folgenreiche Ausprägung in alltäglichen Zusammenhängen hat.

⇒ 5.5 Interdisziplinarität

Eine Sozialethik, die nur um die Identität und Zukunftssicherung des eigenen Faches kreist, verkennt die wissenschaftlichen Rahmenbedingungen, unter denen sie ihre Erkenntnisse aus der Kooperation mit mehreren Disziplinen gewinnt. Es ist vorstellbar, sozialethische Lehre und Forschung auch in Konfigurationen anzubieten, die sich von klassischen Lehrstuhlstrukturen und traditionellen Spezialisierungen lösen. Wer ständig mit der Identitätspolitik des eigenen Faches beschäftigt ist, sollte mit den Ratschlägen für die anti-identitären Ideale in anderen Bereichen vorsichtig sein.

⇒ 5.6 Narrativität

Aus der Ethik der Identität ist zu lernen, dass sich eine Essentialisierung des Selbst am besten dann vermeiden lässt, wenn dieses sich im Fluss einer Entwicklung zu verstehen lernt. Für diesen Prozess genügt nicht die Beherrschung eines begrifflichen Instrumentariums. Es braucht auch die Dimension des Erzählens, das über Begegnungen, Konflikte, Brüche, Kontinuitäten, Neuanfänge und Perspektiven für die Zukunft Aufschluss gibt. Identität ist eben mehr als das, was punktuell identifiziert werden kann. Die einmalige Identifikation ist bürokratisch zu verwalten, trifft aber nicht die Lebenswirklichkeit von Menschen, die uns im Erzählen ihrer Geschichte nahekommen. Diese selbstreflexive Narrativität unterscheidet sich von den ideologisch fixierten Narrativen, die strategisch zur Suggestion von Identitäten eingesetzt werden.

⇒ 5.7 Ambiguitätstoleranz und Humor

Es ist oft zu hören, dass gegen die unerträgliche Dumpfheit von Populisten und Identitären nur ein befreiendes Lachen hilft, das der unfreiwilligen Komik von abstrusen Identitätsvorstellungen angemessen ist. Der Humor ist als Mittel ethischer Reflexion bisher erst wenig zur Sprache gekommen. Zu erinnern ist aber an die schon erwähnte Figur der liberalen Ironikerin, die sich über die unbegreifliche Beschränktheit von Menschen wundert, die sich selbst die Enge eines »abschließenden Vokabulars« zumuten, sei dies nun mit Formeln einer politischen Ideologie, mit den Pathosformeln einer Religion oder mit anderen Mitteln der Reduzierung von Komplexität. Anders als die Ironie versteht sich der Humor als weniger aggressive und bloßstellende Taktik, da im günstigsten Fall nicht nur über andere, sondern mit ihnen gelacht wird (vgl. Lesch 2013). Mit einer derartigen Humorfähigkeit ist in verbitterten politischen Kämpfen eher nicht zu rechnen. Hier dominiert das gewollt einseitige Mittel der Satire, die sich vorrangig an jene wendet, die nicht erst von der Lächerlichkeit einer kritisierten Position überzeugt werden müssen. An der kathartischen Wirkung regelmäßiger Satiresendungen besteht kein Zweifel. Sie verstärken den Zusammenhalt von Menschen, die für diese Art von Humor empfänglich sind und obendrein darin bestärkt werden, auf der richtigen Seite zu stehen. Auch wenn Satire in gleicher Weise den Eifer politischer Korrektheit ironisiert wie die Dummheit populistischer Parolen, wird sie im Konflikt mit und zwischen identitätspolitischen Ansätzen

nicht viel in Bewegung setzen.¹⁷ Insofern sind die wöchentlichen Satiremagazine im Fernsehen eher unterhaltsame und wohltuende Verschnaufpausen als effiziente Aufklärungsprogramme, da sich die attackierten Repräsentant*innen populistischer Einfalt und wütender Proteste eher in ihrer Weltsicht bestätigt sehen dürften.

⇒ 6 Perspektiven

Die Suche nach den Konturen einer nicht-identitären Sozialethik ist mehr als eine Verständigung über Sprachpolitik, auch wenn unter diesem Gesichtspunkt einige nützliche Klärungen beizutragen sind. Auf dem Spiel steht vor allem ein Modell sozialetisch reflektierter Gesellschaftsanalyse und Politikberatung, das davon ausgeht, dass die Möglichkeiten eines politischen Liberalismus noch nicht erschöpft sind¹⁸ und dass es sich lohnt, sie gegen reaktionäre Kräfte in allen Bereichen der Gesellschaft zu verteidigen. Das kann aber nur gelingen, wenn die Vorwürfe elitärer Abgehobenheit, Arroganz, Bindungslosigkeit und geistiger Substanzlosigkeit in Theorie und Praxis entkräftet werden. Eine anti-identitäre Sozialethik erfüllt eine wichtige Funktion in jedem theologischen oder philosophischen Kontext, in dem die positive Bezugnahme auf eine Identität der kritischen Selbstvergewisserung bedarf. Die Beschäftigung mit diesen Fragen findet nicht nur in der expliziten Auseinandersetzung mit Identitätspolitik statt. Sie ist auch überall dort präsent, wo klassische Themen der Gesellschaftsethik verhandelt werden: Fragen von Demokratie, Staatsbürger*innenschaft und Zugehörigkeit, Fragen des Absinkens in wirtschaftliche Prekarität, Fragen der religionspolitischen Fairness, Fragen der öffentlichen Kommunikation und der vermeintlichen Regulierung von Sprache («Man wird doch wohl noch sagen dürfen...»). Das sind nur einige Beispiele, an denen sich zeigen lässt, dass die Option für offene und fluide Identitäten ein anspruchsvolles und lohnenswertes Projekt ist, das dem Ideal einer gerechten Gesellschaft näherkommt als die gewollte Ausgrenzung von Menschen, die einem aggressiv vertretenen Identitätskult zum Opfer fallen.

(17) Vgl. zur weiteren Beschäftigung mit den Stärken und Schwächen satirischer Gesellschaftskritik: Höhne/Wustmans 2017.

(18) Die massiv gewachsene Skepsis gegenüber dem liberalen Verständnis der Moderne (vgl. Deneen 2018) ist zur Kenntnis zu nehmen, zumal sie nicht nur aus der extrem rechten Ecke kommt.

⇒ Literaturverzeichnis

Appiah, Kwame Anthony (2007): Der Kosmopolit. Philosophie des Weltbürgertums. München: Beck.

Appiah, Kwame Anthony (2019): Identitäten. Die Fiktionen der Zugehörigkeit. Berlin: Hanser.

Barthes, Roland (1992): Leçon/Lektion. Französisch und Deutsch. Antrittsvorlesung am Collège de France. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Bauer, Thomas (2019): Die Vereindeutigung der Welt. Über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt. 13. Aufl. Stuttgart: Reclam.

Bauman, Zygmunt (1992): Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit. Hamburg: Junius.

Benhabib, Seyla (1999): Kulturelle Vielfalt und demokratische Gleichheit. Politische Partizipation im Zeitalter der Globalisierung. Frankfurt a.M.: Fischer.

Berendsen, Eva / Cheema, Sab-Nur / Mendel, Meron (Hg.) (2019): Trigger-Warnung. Identitätspolitik zwischen Abwehr, Abschottung und Allianzen. Berlin: Verbrecher Verlag.

Deneen, Patrick J. (2018): Why Liberalism Failed. New Haven / London: Yale University Press.

Foucault, Michel (1991): Die Ordnung des Diskurses. Frankfurt a.M.: Fischer.

Garcia, Tristan (2018): Wir. Berlin: Suhrkamp.

Greene, Joshua (2013): Moral Tribes. Emotion, Reason, and the Gap Between Us and Them. New York: Penguin.

Höhne, Florian / Wustmans, Clemens (2017): Eine Kritik der satirischen Kritik. Zu den Chancen und Grenzen satirischer Gesellschaftskritik in medienethischer Perspektive. In: Ethik und

Gesellschaft 2/2017: Kritik in Ethik und Gesellschaft. Download unter: <https://dx.doi.org/10.18156/eug-2-2017-art-5> (Zugriff am 23.05.2020).

Illouz, Eva (2017): Vom Paradox der Befreiung zum Niedergang der liberalen Eliten. In: Heinrich Geiselberger (Hg.): Die große Regression. Eine internationale Debatte über die geistige Situation der Zeit. Berlin: Suhrkamp, 93–116.

Kastner, Jens / Susemichel, Lea (2019): Zur Geschichte linker Identitätspolitik. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 69, 9-11, 25.02.2019: Identitätspolitik, 11–17.

Krastev, Ivan (2017): Europadämmerung. Ein Essay. Berlin: Suhrkamp.

Lebow, Richard Ned (2012). The Politics and Ethics of Identity. In Search of Ourselves. Cambridge: Cambridge University Press.

Leo, Per / Steinbeis, Maximilian / Zorn, Daniel-Pascal (2017): Mit Rechten reden. Ein Leitfaden. Stuttgart: Klett-Cotta.

Lesch, Walter (2010): Die Ambivalenz von Identitätsdiskursen. Bausteine zu einer kosmopolitischen Ethik in einer Welt von Fremden. In: Michelle Becka / Albert-Peter Rethmann (Hg.): Ethik und Migration. Gesellschaftliche Herausforderungen und sozialetische Reflexion. Paderborn: Schöningh, 51–66.

Lesch, Walter (2013): Humor als Medikament gegen den Fundamentalismus. Satirische Experimente mit katholischer Moral. In: Stephan Goertz / Rudolf B. Hein / Katharina Klöcker (Hg.): Fluchtpunkt Fundamentalismus? Gegenwartsdiagnosen katholischer Moral. Freiburg i.Br.: Herder, 524–540.

Lesch, Walter (2017): Religion und Populismus: Blinde Flecken der Wahrnehmung, in: Walter Lesch (Hg.): Christentum und Populismus. Klare Kanten? Freiburg i.Br.: Herder, 12–25.

Liebsch, Burkhard (2019): Europäische Ungastlichkeit und »identitäre« Vorstellungen. Fremdheit, Flucht und Heimatlosigkeit als Herausforderungen des Politischen. Hamburg: Meiner.

Lilla, Mark (2017): *The Once and Future Liberal. After Identity Politics*. New York: HarperCollins.

Mandry, Christof (2002): *Ethische Identität und christlicher Glaube. Theologische Ethik im Spannungsfeld von Theologie und Philosophie*. Mainz: Grünewald.

Marquard, Odo (1979): *Identität: Schwundtelos und Mini-Essenz – Bemerkungen zur Genealogie einer aktuellen Diskussion*. In: Odo Marquard / Karlheinz Stierle (Hg.): *Identität (Poetik und Hermeneutik, Bd. 8)*. München: Fink, 347–369.

Meyer, Thomas (2002): *Identitätspolitik. Vom Missbrauch kultureller Unterschiede*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Müller, Robert (2019): *Ressentiment. Wiege des Populismus*. Dresden: Text & Dialog.

Nussbaum, Martha C. (2018): *The Monarchy of Fear. A Philosopher Looks at Our Political Crisis*. Oxford: Oxford University Press.

Püttmann, Andreas (2019): *Geschlechterordnung und Familialismus als Policy-Angebote des Rechtspopulismus und Autoritarismus für das katholische Milieu*, in: Maren Behrensen / Marianne Heimbach-Steins / Linda E. Hennig (Hg.): *Gender – Nation – Religion. Ein internationaler Vergleich von Akteursstrategien und Diskursverflechtungen*. Frankfurt a.M. / New York: Campus, 51–80.

Rawls, John (1992): *Die Idee des politischen Liberalismus. Aufsätze 1978-1989*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Reese-Schäfer, Walter (1997): *Grenzgötter der Moral. Der neuere europäisch-amerikanische Diskurs zur politischen Ethik*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Renz, Ursula (2019): *Was denn bitte ist kulturelle Identität? Eine Orientierung in Zeiten des Populismus*. Basel: Schwabe.

Ricoeur, Paul (2005): *Das Selbst als ein Anderer*. München: Fink.

Rorty, Richard (1992): *Kontingenz, Ironie und Solidarität*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Rosa, Hartmut (1998): Identität und kulturelle Praxis. Politische Philosophie nach Charles Taylor. Frankfurt a.M. / New York: Campus.

Sen, Amartya (2007): Die Identitätsfalle. Warum es keinen Krieg der Kulturen gibt. München: Beck.

Speit, Andreas (Hg.) (2018): Das Netzwerk der Identitären. Ideologie und Aktionen der Neuen Rechten. Berlin: Ch. Links.

Straub, Jürgen / Renn, Joachim (Hg.) (2002): Transitorische Identität. Der Prozesscharakter des modernen Selbst. Frankfurt a.M. / New York: Campus.

Taylor, Charles (1996): Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

van Dyck, Silke (2019): Identitätspolitik gegen ihre Kritik gelesen. Für einen rebellischen Universalismus. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 69, 9–11, 25.02.2019: Identitätspolitik, 25–32.

Zitationsvorschlag:

Lesch, Walter (2020): Konturen einer anti-identitären Sozialethik. (Ethik und Gesellschaft 1/2020: Kritik der Identitätspolitik). Download unter:
<https://dx.doi.org/10.18156/eug-1-2020-art-11> (Zugriff am [Datum]).



ethikundgesellschaft
ökumenische zeitschrift für sozialethik

1/2020: Kritik der Identitätspolitik

Sebastian Pittl

Was meint Identität? Begriffsgeschichtliche Erkundungen zu einem umkämpften Terminus

Annette Langner-Pitschmann

Eindeutigkeit und Bedeutung. Funktionen der Erzählung kollektiver Identität

Anna Maria Riedl

Identität – kein Wesensmerkmal, sondern Position. Identitätspolitische Organisation von Minderheiten

Gert Pickel

Kollektive religiöse Identitäten als Zentrum rechter Identitätspolitik?

Heinrich Wilhelm Schäfer

Religiöse Identitätspolitiken, Laizismus und politische Macht: ein Vergleich von Bedingungen und Strategien in Lateinamerika

Oliver Hidalgo

Kritik der Identitätspolitik in der Demokratie

Christoph Baumgartner

Kulturell-mehrheitsorientierte Identitätspolitik als Problem für Religionsfreiheit?

Wolfgang Palaver

Kollektive Identität aus christlicher Sicht: Von der Pseudospeziation zum offenen Patriotismus

Hermann-Josef Große Kracht

›Organische‹ oder ›solidaristische‹ Solidarität als Alternative zu kollektiver Identität?

Michelle Becka

Sozialethik ohne Herdenzugehörigkeit. Elemente einer anti-identitären Sozialethik

Walter Lesch

Konturen einer anti-identitären Sozialethik

Matthias Möhring-Hesse

Antiidentitäre Sozialethik